

**CON
BOOK.**

Ins Nirgendwo, bitte!
Zu Fuß durch die mongolische Wildnis
ISBN 978-3-95889-179-1

Ins Nirgendwo, bitte!
Zu Fuß durch die mongolische Wildnis
ISBN 978-3-95889-179-1

FRANZISKA BÄR

INS
NIRGENDWO,

Zu Fuß durch
die mongolische
Wildnis

BITTE!

Ins Nirgendwo, bitte!

Zu Fuß durch die mongolische Wildnis
ISBN 978-3-95889-179-1

Ins Nirgendwo, bitte!
Zu Fuß durch die mongolische Wildnis
ISBN 978-3-95889-179-1

INHALTSVERZEICHNIS



PROLOG.	11
1. KAPITEL Die erste Idee und der Schock danach	13
2. KAPITEL Ein Probemarsch an der Isar	29
3. KAPITEL Unser Masterplan: Bauchgefühl über alles	48
4. KAPITEL In die Höhle des Löwen	61
5. KAPITEL Gestrandet auf dem Mars	71
6. KAPITEL Dürre	87
7. KAPITEL Unser Zelt gehört uns	99
8. KAPITEL Daumen hoch oder Daumen runter?	111
9. KAPITEL Stumme Gespräche und Gekritzel im Sand	125
10. KAPITEL Streit im Sumpf	139

Ins Nirgendwo, bitte!
Zu Fuß durch die mongolische Wildnis
ISBN 978-3-95889-179-1

11. KAPITEL	148
War's das jetzt?	
12. KAPITEL	162
Wenn es wirklich schlimm ist, jammert man nicht mehr	
13. KAPITEL	173
16 Stunden im Zelt	
14. KAPITEL	187
Felix fehlt	
15. KAPITEL	200
Wirklich willkommen?	
16. KAPITEL	214
Gestrandet im Vierländereck	
17. KAPITEL	232
Die ersten Europäer?	
18. KAPITEL	247
Die letzte Etappe wird die schlimmste	
19. KAPITEL	269
Wenn Nomaden umziehen	
EPILOG	276
UNSERE PACKLISTE	279
A wie Astronautennahrung, Z wie Zelt	
DANKE	284



Als Oonoos Kleinbus über das letzte Stück Wiese rumpelt, muss ich mich konzentrieren, um ganz langsam zu atmen. Mein Puls rast. Meine Hände sind eiskalt. Und verschwitzt. Immer wieder reißt Oonoo das Steuer ruckartig zur Seite, um tiefen Löchern und riesigen Grasbüscheln auszuweichen. Aber das ist es nicht, was mich gerade so wahnsinnig nervös macht. Es ist der Fluss. Der Fluss, an dem Oonoo uns gleich aussetzen wird. Und der ist keine 50 Meter mehr entfernt.

Kurz mache ich meine Augen zu. Ich rechne jeden Moment damit, dass Oonoo auf die Bremse steigt.

Dann tut er es. Mit einem Ruck halten wir an. Und plötzlich geht alles ganz schnell. Oonoo zerrt unsere Rucksäcke aus dem Wagen, wirft eine Wasserflasche hinterher und die Wanderstöcke. Ich schaue unter die Sitze, ob nicht eine Jacke, die Mütze oder – am allerschlimmsten – das GPS-Gerät darunter gerutscht ist. Wenn wir jetzt etwas vergessen oder bei den Vorbereitungen einen Fehler gemacht haben – ab sofort gibt's keine Chance mehr, ihn zu korrigieren.

Oonoo ist unser Fahrer. Unser Fahrer ins Nirgendwo. Wir kennen ihn erst seit heute Morgen. Gesprochen haben wir seitdem kein Wort, weil wir einander nicht verstehen. Die letzten acht Stunden, in denen Oonoo uns durch die mongolische Wildnis gefahren hat, hat mir das nichts ausgemacht. Jetzt ist das anders. Es zerreißt mich fast, dass ich ihm keine Fragen stellen kann.

So was wie: »Oonoo, bist du sicher, dass du uns an der besten Stelle aussetzt?« Oder: »Oonoo, bist du sicher, dass wir hier am Fluss nach dem dürren Sommer genug Trinkwasser finden?«

Ins Nirgendwo, bitte!

Zu Fuß durch die mongolische Wildnis
ISBN 978-3-95889-179-1

Stattdessen müssen wir stumm vertrauen.

Zum Abschied verbeugt sich Oonoo. Er streckt beide Hände Richtung Himmel, schaut verschwörerisch in die Wolken. Er murmelt ein paar grobe mongolische Sätze. Ein Stoßgebet? Als er meinen erschrockenen Blick sieht, lässt er die Arme zur Seite fallen und zeigt mit einem breiten Grinsen seine Zahnlücken.

Dann steigt er in seinen Wagen. Die Tür knallt. Der Motor knattert. Oonoo fährt weg. Wir bleiben zurück. Wir schauen ihm eine Weile nach, bis von ihm nichts weiter übrig bleibt als ein kleiner dunkler Fleck am Horizont und eine Staubwolke, als er auf die Schotterpiste abbiegt.

Ich schlucke. Jetzt sind wir allein. Irgendwo im Westen der Mongolei. Sie ist das am dünnsten besiedelte Land der Welt. Wann wir wieder Menschen sehen, wissen wir nicht.



DIE ERSTE IDEE UND DER SCHOCK DANACH

Felix und ich knien auf dem Bett und starren die bunte Weltkarte an meiner Wand an. Unser riesiger, weiter Planet, dargestellt auf eineinhalb Metern. Direkt unterhalb Russlands sieht die Mongolei winzig aus, und zum ersten Mal überlege ich, ob wir unterschätzen, was dort auf uns zukommen wird. Mit den falschen Proportionen an der Wand kann das leicht passieren. Was ich dort mit meinem Zeigefinger antippen kann, entspricht in Wirklichkeit Tausenden von Kilometern. Einmal um einen See zu laufen, der hier noch nicht einmal so groß ist wie ein Stecknadelkopf, würde mehrere Wochen dauern. Das dämmert mir, als ich von der Karte an der Wand runter auf den Boden schaue. Neben dem Bett liegt da ausgebreitet eine zweite Karte – eine Landkarte der Mongolei. Der Postbote hat damit gerade die Realität zur Türe reingebracht. Maßstab 1:2.000.000, trotzdem hat die Karte kaum Platz auf dem Boden in meinem 13 Quadratmeter kleinen WG-Zimmer. Der See Char Us Nuur, der auf der Weltkarte an der Wand ein kaum erkennbarer, winziger Punkt ist, ist hier etwas größer als ein Zwei-Euro-Stück. Mit Blick auf die Maßstablinie unten rechts auf der Karte bedeutet das, dass sich der Char Us Nuur auf mindestens 70 Kilometer Länge erstreckt. Seine Küstenlinie muss also mehrere Hundert Kilometer lang sein.

Ins Nirgendwo, bitte!

Zu Fuß durch die mongolische Wildnis
ISBN 978-3-95889-179-1

Felix bricht unser betretenes Schweigen und beugt sich über die Karte der Mongolei.

»Einfach mal loslaufen und schauen, wie weit wir kommen, funktioniert halt nicht.«

Er spreizt seine Finger zwischen dem Char Us Nuur und dem nächsten Ort im Norden. Zwischendrin hätten einige Zwei-Euro-Stücke Platz. Eine Strecke, die wir zu Fuß nicht bewältigen können, wenn wir als Selbstversorger unterwegs sind. Der Weg ist zu lang, der Marsch würde weit mehr als fünf Wochen dauern, und wir würden unsere Vorräte zwischendrin kein einziges Mal auffüllen können.

Während Felix mit seinen Fingern verschiedene Entfernungen testet, tippe ich nervös auf meinem Laptop rum. Ich tu mich schwer, diese Dimensionen einzuordnen. Ingsheim hoffe ich auch ein bisschen, etwas Ermutigendes zu lesen. Stattdessen spuckt das Internet ein paar Fakten aus:

Die Mongolei ist das sechstgrößte Land Asiens.

Die Mongolei ist mehr als viermal so groß wie Deutschland.

Die Mongolei ist das am dünnsten besiedelte Land der Welt.

Die Mongolei ist ein Land mit extremsten Klimaschwankungen.

Hinzu kommen einige weitere Punkte zur überdurchschnittlichen Höhe über dem Meeresspiegel (tiefer als 1.000 Meter über null wird es selten) und mehreren Temperaturrekorden, die Ulan-Bator als kälteste Hauptstadt der Welt schon aufgestellt hat.

Ich schließe kurz die Augen, um die vielen Gedanken, die mir wild durch den Kopf schießen, wieder in den Griff zu bekommen. Dann schließe ich das Browserfenster. Darunter erscheint mein E-Mail-Postfach. Unter den neuesten Nachrichten: eine Bestätigung über die Flugbuchung.

München – Ulan-Bator.

In zehn Wochen geht's los. Für einen Rückzieher ist es längst zu spät.

Natürlich ist das weder für mich noch für Felix die erste Reise.

Bisher habe ich auch in meinen jungen Jahren jeden freien Tag genutzt und jeden Euro gespart, um die Welt zu erkunden. Ich hatte immer im Kopf, wie viele Urlaubstage ich noch übrig habe. Immer, wenn das Fernweh zu groß wurde, stand ich bei meinem Chef im Türrahmen. Das war schon so, als ich bei der Tageszeitung in meiner oberbayerischen Heimatstadt Schongau noch im Volontariat war – der Ausbildung zur Redakteurin. Die Wände, die das Büro meines Chefs vom Rest des Großraums abtrennten, waren aus Glas. Unter den Kollegen sprachen wir deshalb immer vom »Aquarium«.

Mein Chef sah mich also immer schon kommen, und mit der Zeit hatte er gelernt, meinen Ausdruck von weitem zu lesen. Irgendwann fing er an, verschmitzt zu grinsen, noch bevor ich mich an den Türrahmen lehnte.

»Dir steht das Abenteuer ins Gesicht geschrieben. Wo soll's denn dieses Mal hingehen?«

Obwohl meine Urlaubswünsche für ihn ganz bestimmt nicht immer einfach waren, stand er meinen Reiseträumen nie im Weg. Auch dann nicht, als ich zwei Jahre in Folge jeweils für fünf Wochen nach Thailand, Indonesien, Malaysia oder Osttimor aufbrechen wollte. Solange meine Urlaubstage ausreichten, die ich kräftig mit Sonntagsdiensten aufstockte, durfte ich losziehen.

Das hat sich auch mit meinem nächsten Chef in einer anderen Redaktion nach dem Volontariat nicht geändert. Danach wiederum habe ich als freie Redakteurin weitergeschrieben – mit dem Wissen, dass ich irgendwann in den nächsten eineinhalb Jahren zu meiner ersten ganz großen Reise aufbrechen wollte.

Ich hatte eine Weltreise im Kopf, aber noch keine Vorstellung, wo die mich hinführen sollte. Die Welt war doch so groß! Einmal im Jahr loszuziehen, für vier oder fünf Wochen, das war mir längst

nicht mehr genug. So oft war ich in der Stunde nach Sonnenuntergang an einem Strand oder irgendwo auf der Welt in den Bergen gesessen – dann, wenn das Licht blau schimmert und die Insekten der Nacht noch still sind. Ich liebte dieses Gefühl, so weit weg zu sein. So fühlt sich das Abenteuer an, dachte ich. Jedes Mal hatte ich mir dann gewünscht, nicht das Datum des Rückflugs im Kopf zu haben. Diese Rückflüge waren das Ablaufdatum meiner Abenteuer. Ich wünschte mir, weg zu sein, ohne zurückzumüssen.

Mit diesem Gedanken im Kopf lernte ich jemanden kennen, der diesen Traum schon einmal gelebt hatte: Felix. Er kam gerade von seiner ersten Weltreise zurück. Mit jeder von Felix' Geschichten wusste ich ein klein wenig mehr, dass eine Weltreise die richtige Entscheidung sein würde. Er erzählte mir von den endlosen Weiten des Yukon und wie er zwischen den Bergketten Kanadas 4.000 Kilometer als Anhalter unterwegs war. Wie ihm am Straßenrand rohe Fische als Verpflegung zugeworfen wurden. Er erzählte von den schönsten Momenten in der Wildnis und der großen Gastfreundschaft in Zentralamerika, aber auch von den Schattenseiten: wie er in El Salvador nach Sonnenuntergang nicht mehr auf die Straße durfte, weil eine Bande dort am Vortrag einen Jugendlichen abgestochen hatte. Und wie ein Erdbeben in Guatemala seine Spanischschule zerstörte.

Dann erzählte ich ihm von meinem Geheimnis. Das mit der Weltreise hatte ich bisher für mich behalten.

Er verstand mich sofort. »Vielleicht komm ich mit. Irgendwann nächstes Jahr, eventuell?«

Große Worte und ein noch größerer Schritt. Für ihn, für mich, für uns beide. Wir lernten uns ja gerade erst kennen. Auf kleineren Reisen wollten wir vorher erproben, ob das funktionieren

könnte – wir beide und das Reisen zusammen. Mit Felix wanderte ich durch endlos weite Sahara-Dünen in Marokko. Ein paar Monate später brachen wir nach Südostasien auf.

Davor druckste Felix immer wieder rum. »Weißt du, bei mir hat das ja nie funktioniert mit dem Zusammenreisen.«

Das wusste ich. Trotzdem war ich erschrocken darüber, wie ernst und ehrlich er mich in diesem Moment ansah. Ich war still und ließ ihn weiterreden.

»Natürlich hoffe ich, dass das mit dir anders ist. Ich glaube es auch. Aber ich habe auch Angst davor.«

Nachdem unsere erste Tour durch Marokko atemberaubend schön war und fünf Wochen Südostasien viel zu schnell vergingen, beschlossen wir, uns langsam unsere Vorstellungen für eine Weltreise auszumalen. Felix' zweite, meine erste. Jeder sollte für sich überlegen – und dann würden wir entscheiden, ob wir gemeinsam ohne Rückflug aufbrechen wollten.

Als Datum für diese Entscheidung wählten wir meinen Geburtstag im März 2015. Dann würde ich 22 sein, Felix 30.

Meine Gedankenmalerei für diese Weltreise fing unter der Weltkarte über meinem Bett an. Es faszinierte mich, wie riesig die Welt ist – die echte, nicht die auf dem Plakat. Oft lag ich abends da und stellte mir vor, was die Menschen in genau diesem Moment woanders taten. Mein Blick schweifte dann in alle Richtungen. Vom Westen bis in den Osten, hoch zum Polarkreis und ganz in den Süden, zu den letzten Spitzen Land, bevor auf der Karte das Packeis der Antarktis eingezeichnet ist. Ich malte mir aus, wie Fischer ihre Angelruten in das Meer vor Alaska hängen ließen, wie Kinder im Amazonas-Regenwald ihr Spielzeug aus dicken Stämmen schnitzten. Wie Kinder in Asien bettelnd die Hände ausstreckten, sobald Touristen an ihren Hütten vorbeifuhren,

und ihre Mütter unter dem Vordach Hühner rupften. Wie Inuit ganz im Norden in Iglus saßen und die Sonne nicht unterging. Wie Forscher an der Antarktis Pinguine beobachteten. Und zwischendrin, da wurde es manchmal ganz leer in meinen Gedanken, wenn ich die Länder auf meiner Weltkarte anschaute, aus denen ich noch keine Geschichten kannte. Ich konnte mir kaum vorstellen, was die Menschen dort in dieser Minute wohl machten, womit sie ihre Zeit verbrachten, was sie bewegte und wovon sie lebten. Dann wurde mir klar, wie wenig ich von der Welt doch wusste und wie viel es für mich noch zu entdecken gab.

Aus solchen Gedankenspielen heraus ist unser Vorhaben entstanden, zu Fuß durch die Mongolei zu laufen. Felix hatte bis zu diesem Zeitpunkt beinahe 60 Länder bereist und dementsprechend viele Menschen kennengelernt. Sein Netzwerk war riesig – trotzdem kannte er niemanden, der schon einmal in der Mongolei gewesen war. Das gibt's heute kaum noch – fast überall war schon mal irgendwer, fast überall gibt es Trampelpfade zu den entlegensten Ecken. Wege, Straßen, Autobahnen. Es schien, als wäre die Mongolei nicht nur für mich einer der weißen Flecken auf der Weltkarte. Eine eigene, verborgene Welt, über die ich bisher so gut wie nichts gehört hatte. Es gab viele alte Mythen, aber kaum neue Geschichten. Es gab gezeichnete Bilder aus der Zeit von Dschingis Khan, aber kaum echte Fotos. Für uns reichte das als Grund, das Land entdecken zu wollen. Hinzu kamen unberührte Natur und endlose Wildnis, viele Stückchen Erde, auf die teilweise noch nie jemand seinen Fuß gesetzt hat. Wir wollten uns auf die Suche machen nach diesem ungefilterten Lebensgefühl, wie man es nur in der Wildnis finden konnte. Wir wollten ins Nirgendwo.

So ist es dann passiert: Felix hat seine Festanstellung als Video-redakteur gekündigt, ich war selbstständig und musste mich

sozusagen nur abmelden. Mehr war ich niemandem schuldig. Wir haben beide FREI in unsere Kalender eingetragen. Dahinter einen Pfeil ohne Endmarkierung. Wir gingen auf Weltreise, und die Mongolei sollte die wahrscheinlich größte Herausforderung gleich zu Beginn sein. Der weiße Fleck auf der Weltkarte sollte sich verwandeln in eine Fläche mit tausend Erinnerungen.

Der ersten Idee folgte das bekannte Kribbeln, wie immer, wenn ich neue Abenteuer spinne, und es konnte mir nicht schnell genug gehen. Wir unterhielten uns darüber, dass man in einem so wilden Land am besten vorankommt, wenn man sich auf nichts anderes als auf sich selbst verlassen muss, und kamen schnell zu dem Entschluss, dass wir als Selbstversorger durch die Mongolei reisen wollten. Mit allem auf dem Rücken, was man zum täglichen (Über-)Leben so braucht. Und zu Fuß wollten wir reisen – weil Straßen fehlen und wir gezwungen sein wollten, langsam und ohne Eile unterwegs zu sein.

Allein bei dem Gedanken, mit meinem Rucksack durch die endlose Steppe zu laufen und nicht zu wissen, wo wir das Zelt am Abend aufschlagen würden, war ich schon aufgeregt. Ich stellte mir vor, wie ich bei Sonnenuntergang an wunderschönen Orten sitze und nach und nach immer mehr Sterne am Himmel auftauchen. Wie groß die Freiheit sein muss, wenn außer uns niemand dort ist und wir die Wahl zu allem haben – weil niemand weiß, was wir genau in diesem Moment tun.

Wir wägen kurz andere Möglichkeiten ab und überlegten dann nicht mehr lange. Auf dem Bildschirm erschien es dann:

»München – Ulan-Bator.

Ihre Buchungsbestätigung erhalten Sie in Kürze per E-Mail. Vielen Dank und eine gute Reise.«

Das Telefonat, das darauf folgte, würde kein einfaches sein. Ich hatte diesen Moment möglichst lange rausgezögert. Wer freut

sich schon, wenn die Tochter geht und nicht weiß, wann sie wiederkommt? Und wenn sie sich dann noch eine Wanderung durch das am dünnsten besiedelte Land der Welt vornimmt? Jetzt, da das Datum für unsere Reise feststand, musste ich es meinen Eltern aber endlich erzählen.

»Ich habe einen Flug gebucht«, hörte ich mich sagen, als wäre ich nur Zuschauer dieser Szene.

Stille.

»Die Weltreise, oder?« Ganz neu war diese Idee für meine Eltern natürlich nicht. Wahrscheinlich hatten sie aber gehofft, es sei nur ein vorübergehendes Hirngespinnst.

»Ja. In knapp drei Monaten geht's los. Ende August.«

Stille.

Ich erzählte ihnen kurz von der Mongolei und redete dann schnell weiter, um davon abzulenken. Ich sagte, dass wir danach nach Australien weiterfliegen würden. Diese zwei Flüge waren alles, was wir vorher festlegen wollten.

Meine Mama atmete tief ein, und sogar den Papa hörte ich im Hintergrund Luft holen.

Als sie dann wieder etwas sagte, war ihre Stimme belegt.

»Das ist ja wie dieser eine Extremsportler, du weißt schon: der alleine von Sibirien bis in die Wüste Gobi gelaufen ist.«

Ich erzählte ihr, dass es nicht so war. Weil wir zu zweit waren. Weil wir unsere Strecke so legen würden, dass wir immer wieder auf Menschen treffen. Weil wir nicht so weit laufen würden. Weil wir keine Extremsportler waren und auch keine Extremreisenden. Es gibt immer die, die Tausende Kilometer allein zu Fuß laufen oder mit dem Fahrrad einmal um die Welt fahren. Mit ihnen wollten wir uns nicht messen. Felix und ich sehnten uns vielmehr nach der Extraportion Abenteuer auf unseren Reisen. Das war es vielleicht auch, was uns von der großen Masse an Backpackern unterschied.

Die Ausmaße dieser Extraportion Abenteuer haben wir erst jetzt vor Augen, als die ungenaue Landkarte kaum Platz in meinem Zimmer hat und sich die eine Ecke an meinem Kleiderschrank nach oben schmiegt. Mit einem Rückzieher werden wir aber bestimmt nicht auf Schwierigkeiten reagieren. Ich habe keinen gemacht, bevor ich mit einer Berber-Familie und ihren Kamelen durch die Sahara gewandert bin, als ich 19 war. So eine Wüstenexpedition war ein langgehegter Traum von mir gewesen und einer von denen, über die ich mich selbst manchmal wundere. Wie komme ich nur auf so was? Und auch Felix hat keinen Rückzieher gemacht, bevor er von Seattle in den USA fast 2.000 Kilometer die zerrissene Küste bis nach Skagway in Alaska hochsegelt ist.

Natürlich ist die Mongolei nicht Europa, wo die Wildnis nur bis zum nächsten Ort reicht und das nächste Auto meist näher ist als ein schöner Platz zum Zeltaufschlagen. Und natürlich ist die Mongolei nicht wie einige ihrer asiatischen Nachbarländer, in denen die Einheimischen schon so vielen Reisenden geholfen haben, wo es zu jeder Frage einen Wikipedia-Eintrag gibt und zu jedem Ort eine Bilderstrecke. Natürlich ist die Mongolei nichts davon. Obwohl all das keine Überraschung für uns ist, schlägt es uns jetzt die Sprache. Denn wie schwierig das alles werden wird, vor welche Herausforderungen uns diese Reise stellen wird, das merkt man erst, wenn man sich konkret vorbereiten will. Und keine Antworten auf seine Fragen findet.

Nun sitzen wir da also, in meinem winzigen WG-Zimmer, Felix beugt sich auf dem Boden über die Landkarte, ich hocke mit dem Laptop auf dem Schoß auf meinem Bett. So einfach wie die grundlegende Überlegung ganz zu Beginn wird es hinterher nicht mehr werden. Die ist: Norden? Süden? Osten? Westen? Oder das Zentrum? Welche Region wollen wir durchwandern? Es dauert keine

zehn Minuten, bis wir uns einig sind. Im Norden sind die wenigen geführten Exkursionen unterwegs, die vereinzelt über den einen oder anderen Reiseanbieter zu buchen sind. Damit fällt der Norden weg. Dasselbe gilt für das Zentrum der Mongolei. Das fällt auch weg. Der Süden ist die wohl lebensfeindlichste aller Regionen, denn dort ziehen sich die ausgetrocknete Steppe und die großen Sanddünen der Wüste Gobi durchs Land. Der Süden fällt weg. Der Osten ist wegen der Grenze zu China nicht immer ganz unkompliziert. Auf manchen Internetseiten kursiert das Gerücht, dass chinesische Militärkräfte immer wieder in der Grenzregion patrouillierten. Der Osten fällt also auch weg. Es bleibt der Westen mit seiner endlosen Weite, die von den Dünen der Wüste Gobi in saftiges Grasland übergeht und schließlich auf den schneebedeckten Gipfeln des Altai-Gebirges endet. Auch hierzu spuckt Google nur ein paar wenig aussagekräftige Bilder aus. Die scheinen von Fotografen zu sein und sprechen in schimmernden, fast unechten Farben für sich.

Wir falten unsere Landkarte so weit zusammen, dass nur noch der Westen ausgebreitet auf dem Boden liegt.

Die Entscheidung ist gefallen – und damit fängt es an, kompliziert zu werden. Je mehr wir überlegen und je konkreter wir unsere Pläne formen wollen, desto mehr Fragen kommen auf – und desto mehr Hindernisse ergeben sich, die uns immer und immer wieder zum Umdenken zwingen.

Ist man in einem so dünn besiedelten Land zu Fuß und ganz auf sich allein gestellt unterwegs, gibt es mehrere Voraussetzungen für die Routenplanung. Für uns sind das vor allem diese vier:

Damit unser Gepäck nicht noch schwerer wird, müssen wir permanent Zugang zu Trinkwasser haben. Das erspart es uns, dass wir davon zusätzlich viele Liter schleppen müssen.

Einmal die Woche müssen wir durch einen kleinen Ort kommen, um unsere Lebensmittelreserven aufzufüllen – und für den

Fall, dass einer von uns beiden zum Beispiel wegen eines medizinischen Notfalls Hilfe holen muss.

Der Startpunkt nahe des Flusses muss insofern für ein Fahrzeug zugänglich sein, dass uns ein Fahrer dort aussetzen kann.

Und zu guter Letzt: Wir müssen sicherstellen können, dass dieser Weg, den wir selbst erst erfinden, passierbar ist.

Auf unserer Karte malen wir einen großen roten Kreis um die Provinzhauptstadt Chowd. Luftlinie liegt sie etwa 1.200 Kilometer westlich von Ulan-Bator. Busverbindungen sind rar, fallen häufig aus, und wenn sie funktionieren, bedeutet das, mehrere Tage auf schlechten Straßen unterwegs zu sein, die es an manchen Stellen gar nicht mehr richtig gibt. Immer dienstags gibt es aber auch einen Flug von Ulan-Bator nach Chowd. Einmal dort angekommen, können wir uns einen Fahrer zu unserem Startpunkt nehmen.

Vielleicht ist es doch gar nicht so kompliziert, von dort aus unsere Route zu planen? Immerhin zieht sich fast überall Wasser durchs Land. Ein See, ein Fluss – beides. Wir müssen uns nur Orte raussuchen, die nahe am Wasser und in einer realistischen Entfernung zueinander liegen. Sofort fallen unsere Blicke auf Chjargas Nuur, einen See, der alle Kriterien zu erfüllen scheint: Er würde uns auf einer Strecke von gut 80 Kilometern Trinkwasser liefern. Er ist in guter Entfernung zu kleinen Orten, in denen wir unsere Vorräte wieder auffüllen könnten. Er ist mit einem Fahrzeug erreichbar, und die Uferlinie scheint flach zu sein – perfekt zum Laufen und Zelten. Als besonderes Extra grenzt Chjargas Nuur an den deutlich kleineren Airag Nuur, der wiederum von einem Fluss gespeist wird. An dem entlang könnten wir weiterlaufen.

Felix kreist verschiedene Orte und Etappenziele rings um Chjargas Nuur ein und schaut, ob die Entfernungen in etwa mit

denen übereinstimmen, die unser GPS-Gerät ausspuckt. Ich durchforste verschiedene Seiten im Internet mit der Frage, wohin wir unser Endziel legen könnten. Und dann stoße ich zufällig auf diese eine Information, die unsere Landkarte nicht abbildet: Ein Großteil der Gewässer im Westen und Süden der Mongolei ist salzig. Süßwasser ist in manchen Regionen sogar so rar, dass Kamele die Fähigkeit entwickelt haben, Salzwasser zu trinken. Einer der Salzwasser-Seen: Chjargas Nuur. Das Grübeln über die Route, das Überlegen und Rechnen in den letzten eineinhalb Tagen – alles umsonst.

Und jetzt, mit dem Wissen, dass beinahe die Hälfte der Seen voll mit Salzwasser sind, ist die Karte zwar nicht weniger blau gesprenkelt, aber dafür zur Hälfte nutzlos.

Insgesamt braucht es einige Sitzungen über dieser viel zu ungenauen Landkarte und den verpixelten Satellitenaufnahmen von Google Earth, bis wir mit Chowd als Ausgangspunkt annähernd ein Gebiet eingrenzen können, das unsere vier Voraussetzungen erfüllt. Schließlich müssen wir uns eingestehen, dass uns all diese wenig zuverlässigen Infos nicht reichen, um eine Route festlegen zu können. Auf den Computerbildern versuchen wir anhand seiner Fließrichtung zu erkennen, ob der Fluss dem Salz- oder dem Süßwassersee entspringt. Wir kleben mit den Augen am Bildschirm, weil das Bild zu unscharf zeigt, ob zwischen Fluss und Bergflanke Platz ist zum Laufen. Und schließlich finden wir uns damit ab, dass diese Reise risikoreich sein wird. Wir sehen ein, dass diese Karte viel zu ungenau für unser Vorhaben ist, und recherchieren, was das Zeug hält, um eine bessere zu finden. Im Internet stoßen wir auf ein nicht öffentliches Archiv an alten Militärkarten und finden Patrick und Michael, die in einem kleinen, privaten Outdoor-Laden arbeiten und Zugang zu dieser Datenbank haben. Diese hundert Jah-

re alten kyrillischen Karten sind schließlich die Einzigen, die die Mongolei in einem brauchbaren Maßstab von 1:200.000 abbilden. Inklusive Topografie.

»Das ist die höchstmögliche Auflösung für dieses Gebiet«, sagt Patrick und wirkt ein wenig verzweifelt, als er anfügt, dass er einfach nichts Besseres finden konnte. Noch nicht einmal etwas anderes. Auch unsere Suche endet mit dieser Erkenntnis und Felix' resigniertem Resümee, dass er es in keinem der 60 Länder so schwer gehabt hat, an Kartenmaterial zu kommen.

Wir gleichen die kyrillischen Ortsnamen der alten Militärkarten mit denen auf der Google-Karte ab und hoffen schließlich, dass wir alles richtig übersetzt haben.

Dann haben wir endlich unsere Route, die den Westen der Mongolei von Süden bis in den Norden quert:

Von Ховд soll es mit einem Fahrer zu unserem Startpunkt Nahe Толбо gehen. Von dort über Буянт und Уужим weiter nach Өлгий. Von Өлгий nach Улаангом und weiter nach Тариалан сум. Und von da aus zu unserem allerletzten, großen Ziel dieser Reise: einem v-förmigen Bergsee, der auf der Militärkarte noch keinen Namen bekommen hat, auf den übersetzten Google-Karten aber »Khukh Nuur« geschrieben wird.

Und noch einmal für uns zum Aussprechen:

Von Chowd soll es mit einem Fahrer zu unserem Startpunkt Nahe Tolbo gehen. Von dort aus über Buyant und Sagsay oder Uujim, je nach Karte, weiter nach Ölgii. Von Ölgii nach Ulaangom und weiter nach Tarialan. Dann bis zum Bergsee Khukh Nuur.

Als ich die Route mit den Augen nachfahre, muss ich schlucken. Laut GPS werden das 300 bis 400 Kilometer Strecke sein. Wenn ich diesen Weg, gezeichnet mit wasserfestem Stift, vor mir sehe und ringsum all die kyrillischen Buchstaben und Namen, die

ich nicht verstehe, die Landschaft, die eintönig in Beige und Grau eingezeichnet ist, schwindet mein üblicher Drang, sofort dorthin aufzubrechen. Anstatt wie vorher an die große Freiheit zu denken und daran, wie die Sonne über unserem Zelt untergeht, frage ich mich, ob die Landschaft in Wirklichkeit auch so fremd und leer sein wird. Ich kann mir nur schwer vorstellen, was in diesem Land auf uns wartet, von dem es kaum Kartenmaterial gibt, weil offenbar zu wenige Leute danach fragen. In dem große Flüsse keinen Namen haben, weil der für niemanden eine Rolle spielt. Noch schwerer fällt es mir, mich in die Lage zu versetzen, ausgesetzt zu sein. Nicht zu wissen, wo und wann wir die nächsten Menschen treffen werden. Dafür aber die ganze Zeit über von dem leben zu müssen, was wir noch in Deutschland in unsere Rucksäcke gepackt haben. Was packt man in seinen Rucksack, wenn man hinterher keine Chance mehr hat, Fehler zu korrigieren? Was nimmt man mit in ein Land, in dem Süßwasserseen so rar und so besonders sind, dass die Einheimischen sie teilweise sogar heiliggesprochen haben? Es ist doch normal, dass man aus neuen Situationen lernt und sich korrigiert. Was aber, wenn Lernen auf der Reise durch die Mongolei bedeutet, dass wir an etwas Essenzielles nicht gedacht haben?

Langsam dämmert es mir: Obwohl wir schon in vielen Ländern unterwegs waren, ist nichts davon vergleichbar mit dem, was Felix und ich uns jetzt vorgenommen haben. Und auch Felix kann nicht mehr verbergen, dass er die eine oder andere Sorge im Kopf hat.

Er zögert. »Wir müssen bald mal darüber sprechen, dass auch was passieren kann.«

Ich habe gehofft, dass das irgendwann von ihm kommt. Weil ich denselben Gedanken schon hatte, mich aber nicht getraut

habe, ihn auszusprechen. Einerseits weil ich befürchtet habe, dass der Gedanke dann – warum auch immer – eher wahr werden könnte. Andererseits auch deswegen, weil Felix nicht denken sollte, ich könnte kalte Füße bekommen. Viele seiner Abenteuer in Nord- und Zentralamerika oder auf dem Ozean hat er nur erlebt, weil er den Mut dazu hatte und die Zähne zusammengebissen hat. Der Ausgang dieser Abenteuer war einzig und allein von ihm abhängig. Das ist dieses Mal anders. Genau deswegen geht es mir gerade ähnlich wie vielen Menschen, die in einer noch jungen Beziehung sind: Sie wollen gut dastehen vor ihrem Partner und möglichst wenig Schwächen zeigen. Vor allem wollen sie nicht im Weg stehen, wenn es auch um die Träume des anderen geht. Früher oder später wird diese Reise aber sowieso alle Schwächen, die Geheimnisse und Sorgen aufdecken – das ahne ich schon jetzt. Einfach deshalb, weil wir sie auf drei Quadratmetern Zelt nicht länger verbergen können. Umso wichtiger, dass wir jetzt ehrlich miteinander sind.

»Ich weiß. Ich habe Angst davor, was passieren wird, falls sich dort einer von uns schwer verletzt.«

Ich strengte mich an, damit mir mein Gesichtsausdruck nicht entgleist. Kein schüchternes Lächeln, keine Sorgenfalte.

Der schlimmste Gedanke ist, dass wir im ungünstigsten Fall mehrere Tagesmärsche vom nächsten Ort entfernt sein werden. Wir stehen jetzt vor der Herausforderung, solche Situationen realistisch einzuplanen, um gut vorbereitet zu sein. Gleichzeitig müssen wir aufpassen, dass wir es nicht übertreiben mit den Sorgen. Der Leichtsinn muss verschwinden, die Leichtigkeit bleiben. Das gilt für gesundheitliche Notfälle genauso wie für Beziehungsangelegenheiten. Sich wochenlang ausschließlich aufeinander zu verlassen, niemand anderes um Rat fragen zu können, kaum eigenen Platz zu haben – weder körperlich noch für eigene Launen und Gedanken: Das allein ist genug Heraus-

forderung für eine Beziehung. Vor allem dann, wenn man vorher noch nicht einmal zusammen gewohnt hat, sondern immer die Option hatte, sich in die eigenen vier Wände zurückzuziehen. Man könnte sich fragen, ob diese Reise zu früh für uns ist.

Bei diesem Marsch durch den Westen der Mongolei kommt außerdem ein weiterer, ganz entscheidender Aspekt hinzu, den es auf unseren bisherigen Reisen noch nie gab: Es wird unterwegs keine Möglichkeit geben, kurzfristig getrennte Wege zu gehen. Alles, was wir zum Überleben brauchen, haben wir nur einmal dabei. Das müssen wir uns vorher klar machen: Egal, was passieren wird – wir müssen gemeinsam bis zum Ende durchhalten.

Wir unterhalten uns viel darüber und versuchen, diesen Punkten möglichst rational gegenüberzustehen. Wir beide sind Menschen, die großen Freiraum brauchen. Zeit, um zu reflektieren. Felix sogar noch mehr als ich. Was wird passieren, wenn wir uns diesen Freiraum nicht mehr nehmen können? Nie weit voneinander entfernt sein können? Diese Fragen stellen wir uns immer und immer wieder, bis wir zu einem harten Entschluss kommen: Es wird nur zwei Möglichkeiten geben. Entweder, diese mehr oder weniger erzwungene Nähe schweißt uns noch enger zusammen – oder unsere Beziehung wird dort ein Ende finden. Und genau für Letzteres brauchen wir einen Plan. Der soll auf ganz rationale Art und Weise auch dann noch funktionieren, wenn wir es aufgrund unserer Emotionen nicht mehr tun. Wir beschließen, noch vor unserem Abflug unseren eigenen, ganz persönlichen Masterplan aufzustellen.



EIN PROBEMARSCH AN DER ISAR

Es hat 34 Grad im Schatten, als wir uns entscheiden, unsere Rucksäcke so schwer wie möglich zu packen und damit an der Isar entlangzustapfen. 20 Kilometer hoch, dann wieder 20 Kilometer runter. Dieser Sommer stellt täglich neue Hitzerekorde auf, und an manchen Stellen in der Stadt, da, wo die Straßen besonders eng und die Häuser umso dichter gebaut sind, steht die Luft regelrecht. Die Hitze schlägt mir wie ein Brett gegen die Stirn, als ich mit meinem Fahrrad den Giesinger Berg hinunterrolle, um die letzten Dinge für diesen Probemarsch zu besorgen. Diese Strecke bin ich in den vergangenen sechs Wochen gefühlt täglich hin und her gefahren. Wohnung – Outdoorladen – Wohnung – Outdoorladen – Wohnung – Outdoorladen – Wohnung. Dort verbringen Felix und ich gerade die meiste Zeit, die Verkäufer sehen wir öfter als unsere Freunde. Vermutlich finanzieren wir mit dem Kauf der neuen Ausrüstung auch deren nächste Reise.

Immer wenn ich unser Vorhaben beschreibe, merke ich, dass es nicht nur sperrig klingt, sondern sich auch niemand wirklich etwas darunter vorstellen kann. Das geht los bei manchen der enthusiastischen Verkäufer im Outdoorladen und weiter mit anderen Kunden, die nebenan am Regal stehen und ab bestimmten Stichworten heimlich lauschen.

Ins Nirgendwo, bitte!

Zu Fuß durch die mongolische Wildnis
ISBN 978-3-95889-179-1

»Das bedeutet, dass wir zu zweit und völlig auf uns alleine gestellt durch den Westen der Mongolei laufen werden. Mit allem, was wir zum Überleben brauchen, und so, dass wir abends völlig unabhängig unser Zelt aufschlagen und Essen zubereiten können.«

Während ich diesen langen Satz mittlerweile wie im Schlaf herunterbete, werden die Augen meiner Zuhörer von Wort zu Wort größer. Gut. Dann haben sie endlich genau verstanden, was es mit unserer »Selbstversorger-Tour fernab der Zivilisation« auf sich hat. Gleichzeitig sehe ich förmlich die Fragen, die sich in ihren Köpfen formen. Bevor sie damit loslegen können, füge ich am Ende meistens noch an: »Wir wissen nicht, wie oft wir auf andere Menschen treffen werden.«

Spätestens dann verschlägt es ihnen die Sprache. Fast.

»Aber wie findet ihr denn eure Wege?«

»Aber wie wisst ihr denn, ob ihr genug zu essen dabei habt?«

»Aber wie versorgt ihr euch denn, wenn einer krank wird?«

»Aber – warum macht ihr das überhaupt?«

Die Sache ist: Viele von all den Fragen, die uns immer wieder gestellt werden, können auch wir nicht mit Sicherheit beantworten – weil eben auch wir auf unseren bisherigen Reisen noch nichts Vergleichbares unternommen haben. Vielmehr waren es während dieser Reisen ab und an ein paar wenige Tage am Stück, an denen wir mit unseren Rucksäcken Etappe für Etappe irgendwo hingelaufen sind. Spätestens an jedem zweiten Abend waren eine Hütte oder sogar eine Ortschaft das Tagesziel – nicht vergleichbar mit dem, was wir uns für die Mongolei vornehmen. Dementsprechend spärlich fallen unsere fundierten Antworten aus und auch unsere Ausstattung an Camping-Equipment.

Drei Wochen vor Abflug in die Mongolei haben wir noch kein Zelt, das Orkanböen und Hagelschauern trotzt. Keine Regen-

sachen, die mindestens genauso dicht halten. Keine Schlafsäcke, die uns auch in den kältesten Nächten vor dem Erfrieren schützen. Und keinen Kocher, auf dem wir uns einmal am Tag eine warme Mahlzeit zubereiten können.

Das Essen ist der andere große Punkt, wegen dem wir immer wieder fragend im Outdoorladen stehen. Den Weg zu dem Regal, das zwischen all den anderen am meisten überzuquellen scheint, könnte ich mittlerweile wahrscheinlich auch blind laufen: Nach dem Haupteingang immer links halten, an den Rucksäcken und Taschen vorbei, dahinter stehen Campinggeschirr, Töpfe, Trinkflaschen und Kocher aufgereiht über die ganze Breite des Raums nebeneinander. Danach kommen GPS-Geräte und Stirnlampen – und dann schließlich, im Eck hinten links, das völlig überfüllte Regal mit Nahrungsmitteln: Energiemüsli aus sieben verschiedenen Kornarten reiht sich an Kalorienriegel in 15 verschiedenen Geschmacksrichtungen. Daneben: Linsen- und andere Eintöpfe sowie Mini-Portionen Spaghetti Bolognese und Penne Carbonara. Alles wenig appetitlich in Pulverform, versteht sich. Nebenan kommen die Fächer mit Abendessen, und die Auswahl an Gerichten ist größer als die Speisekarte eines durchschnittlichen Restaurants. Es gibt sogar Thai-Curry mit Hähnchen und indisches Tikka Masala. Als ich mir ein Päckchen näher anschauen will und es aus dem Regal ziehe, fallen mir auch alle von ringsum entgegen. Auf dem Boden stehe ich in den letzten Bröseln von irgendeinem Pulver-Abendessen, das offenbar zuvor schon jemandem runtergefallen ist. Als wäre die Auswahl noch nicht groß genug, baumeln weitere Riegel und Suppentüten an Schnüren vor unseren Nasen rum.

Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll zu denken und zu schauen, und komme zu dem Entschluss: Kalkulieren und Kalorien-Rechnen muss einem Spaß machen. Ansonsten geht niemand glücklich aus diesem Laden.

Es bedarf einige Ansätze, um das Ergebnis für diese Aufgabe auszuklären: Wie viel Essen für drei Mahlzeiten täglich muss man mitnehmen, damit zwei Personen abends nach einem Tag zu Fuß durch die Wildnis satt in die Schlafsäcke fallen? Man kalkuliere mit ein, dass man ungefähr einmal die Woche die Möglichkeit haben wird, den Bestand wieder aufzustocken.

Dieses erste Ergebnis pro Wandertag rechne man dann auf ungefähr fünf Wochen hoch und addiere ein paar Reservemahlzeiten. Reicht es, für die Reservemahlzeiten einfach aufzurunden?

Schließlich folgt eine zweite, dritte, vierte und fünfte Kontrolle: Stimmt das Ergebnis? Stimmt es wirklich?

Und dann eine allerletzte: Können wir das alles überhaupt schleppen?

Wenn die Antwort »Ja« ist und man auf eine voraussichtlich nicht ganz falsche Ration an Nahrungsmitteln gekommen ist, steht man eben vor diesem riesigen Regal und kann sich nicht entscheiden.

Der eine Kalorienriegel ist zwar nahrhafter, wiegt aber deutlich mehr als der andere. Im einen ist Schokolade, die früher oder später im Rucksack schmelzen wird. Und beim Thema gefriergetrocknete Astronautennahrung blicken wir sowieso kaum durch. Wie können 200 Gramm Pulver zwei Personen sättigen? Das Paar auf den Verpackungen täuscht eine unglaubliche Lagerfeuerromantik vor und hat mehrere Töpfe vor sich stehen. Ich kaufe ihnen ihr Strahlelächeln beim Blick auf die Teller nicht wirklich ab.

Zu all diesen Fragen kommen zwei weitere Themen, die uns schlaflose Nächte bescheren.

Da ist zum einen das Klima. In den Breitengraden im Westen der Mongolei schwanken die Temperaturen im Spätsom-

mer nicht selten zwischen 0 und 27 Grad Celsius. Während die Sonne genug Kraft hat, um die Luft tagsüber aufzuheizen, wird es sehr schnell sehr kalt, sobald sie untergegangen ist. Dann macht sich die durchschnittliche Höhe von 1.600 Metern über dem Meeresspiegel bemerkbar: Die Luft kühlt ab, der Wind frischt auf. Nachts müssen wir uns auf Temperaturen um den Gefrierpunkt einstellen, und das nicht gerade selten. In diesen Tagen googeln wir immer wieder verschiedene Wetterseiten und lassen uns die Vorhersage für Chowd anzeigen. Gestern oder vorgestern war es, da stand neben einer kleinen, grauen Flocke: Schneegestöber, -7 Grad.

Das andere Problem: Der Mongolei fehlt es an Kleinigkeiten, die in anderen Ländern völlig selbstverständlich sind. Zum Beispiel Gaskartuschen, mit denen ein Campingkocher funktioniert. Und Zapfsäulen mit Benzin, die eine Alternative zu den Gastkartuschen wären. Was ist die Alternative der Alternative?

Das Durcheinander in unseren Köpfen ist endlos, und fast jedes Mal, wenn ich davon erzähle, fällt mir ein neuer Punkt ein, um den wir uns noch kümmern müssen. Es ist ein Chaos auf dreieinhalb handgeschriebenen DIN-A4-Seiten. Unter dem Punkt »Alternative zu Benzinkocher?« steht zum Beispiel Folgendes:

»Solar-Ladegerät für GPS-Batterien?«

Hintergrund: Diese winzige Solarzelle lädt sich mit jedem Sonnenstrahl auf. Mit verschiedenen Adaptern lassen sich anschließend zum Beispiel die Batterien für unser GPS-Gerät oder die Stirnlampen laden. Aber: Lohnen sich diese 300 Gramm Gewicht überhaupt, wenn die Sonne vielleicht oft nicht scheinen wird?

»Tollwut-Impfung?«

Hintergrund: Vor allem in kleineren Orten leben viele Straßenhunde, heißt es in Foren. Außerdem gebe es Steppenfüchse und Fledermäuse, die Tollwut übertragen können. Eventuell. Denn auch den Tropenarzt mit den weißen Haaren und den winzigen kreisrunden Brillengläsern, die kaum größer sind als seine Augen, lässt die Mongolei etwas ratlos auf seinem Drehstuhl sitzen. Obwohl er auf diesem Stuhl bestimmt schon 30 Jahre lang Wissen gesammelt hat.

»Risiko ist da«, sagt er und blättert einige Seiten in einem dicken Wälzer um.

»Mehr steht da nicht.«

Knappe Informationen, knappe Antwort.

Die Liste ist endlos und die letzten Wochen waren voller Fragen. Antworten kamen selten hinzu. Trotzdem streichen wir auf den dreieinhalb DIN-A-4-Seiten immer mehr Zeilen durch. Vor allem wegen Entscheidungen, die wir nicht mehr länger aufschieben konnten. Die helfen uns immerhin, um ein paar der Baustellen gedanklich abzuhaken.

Entscheidung getroffen = Sorge weniger.

Das trifft auf den Punkt »Solar-Ladegerät?« zu (nein), auf die Tollwut-Impfung (ja), auf unser neues Zelt, die warmen Schlafsäcke und einen der wenigen Camping-Kocher auf dem Markt, die nicht nur mit Benzin oder Diesel, sondern auch mit jedem anderen Fusel kochen können, der irgendeinen Brennstoff in sich hat. Es fühlt sich gut an, die lange Liste an Aufgaben, Besorgungen und Entscheidungen nach und nach schrumpfen zu sehen. Das handgeschriebene Chaos lichtet sich – wenn auch sehr langsam –, und neben unsere Rucksäcke stellen wir nun immer mehr Dinge, aus denen wir unser Überlebenspaket für die Mongolei schnüren werden.

Mittlerweile mussten wir damit in Felix' größeres WG-Zimmer umziehen, weil meine 13 Quadratmeter nicht mehr ausgereicht haben. Auch das stimmt mich nachdenklich: Wenn die Sachen nicht in mein Zimmer passen, wie soll ich sie dann mit meinen 1,67 Metern Körpergröße durch die mongolische Wildnis tragen? Die Antwort kann mir nur Erfahrung liefern. Und weil wir keine Chance haben werden, unsere Fehler später noch zu korrigieren, fassen wir an diesem Donnerstag, an dem mir bei 34 Grad im Schatten der heiße Fahrtwind wie ein Brett gegen die Stirn schlägt, den Entschluss zu unserem Probemarsch an der Isar. Der soll unsere Generalprobe für den Alltag in der Mongolei sein. Zwei Wochen, bevor der Flieger nach Ulan-Bator mit uns an Bord abheben wird.

Wir haben große Erwartungen. Nämlich die, dass uns diese Generalprobe alle Sorgen nehmen und uns gleichzeitig die nötige Bestätigung liefern wird, um guten Gewissens ins Flugzeug zu steigen. Gleich morgen früh wollen wir loslaufen und unser Zelt abends bei einem Bauern auf dem Feld nicht weit vom Flussbett aufschlagen. Nach einem Probeabendessen, einer Probenacht und einem Probefrühstück wollen wir zurücklaufen. Glücklicherweise versteht sich.

An diesem nächsten Morgen bin ich aufgeregt. Bevor wir zu unserem Startpunkt aufbrechen, bereiten wir uns gut vor. Wir gehen schließlich davon aus, dass wir auch in der Mongolei gut vorbereitet sein werden, und wollen dieselbe Ausgangslage für einen erfolgreichen Probemarsch schaffen. Wir legen den Startpunkt auf eine Stelle nördlich von München, wo auf dem Weg die Isar entlang weniger Menschen unterwegs sein werden als es im und um das Zentrum der Fall ist. An so einem heißen, wolkenlosen Sommertag gleicht das Ufer dort dem Badestrand in Rimini.

Ins Nirgendwo, bitte!

Zu Fuß durch die mongolische Wildnis
ISBN 978-3-95889-179-1

Wir nehmen all die Dinge mit, auf die wir uns auch in der Mongolei zu einhundert Prozent verlassen können müssen: Wanderschuhe, Zelt, Schlafsack, Kocher, Geschirr und Tropfen, die Flusswasser in Trinkwasser verwandeln. Und dann noch ein paar Dinge, die extra Gewicht schaffen: Nudeln, Müsli und Reis in Mengen, wie wir sie in der Mongolei zwar auf keinen Fall dabei haben werden, die aber als Übungsmaterial die Rucksäcke schwerer machen sollen. Die Rucksäcke wiegen jetzt etwa 17 und 22 Kilo. Insgesamt wollen wir damit während unseres Probemarschs rund 40 Kilometer laufen, so haben wir auf unserem GPS-Gerät auch die Strecke in der Mongolei eingeteilt. Mehr wollen wir uns nicht vornehmen, um realistisch zu bleiben.

Und dann laufen wir los. Wir setzen die ersten kleinen Schritte. Ich konzentriere mich und versuche, jedes kleinste Signal wahrzunehmen, das mir mein Körper in diesen Momenten sendet. Mit einem Rucksack, der halb so groß ist wie ich selbst und ungefähr ein Drittel von meinem eigenen Körpergewicht wiegt, lange Strecken am Tag zu laufen, ist natürlich eine Belastung für Knie, Hüfte und Rücken. Und wahrscheinlich für viele andere Gelenke und Knochen. Bei diesen ersten Schritten höre ich deswegen, so gut ich kann, in mich rein – vielleicht zu sehr, denn schon beginnt es an verschiedenen Stellen, zu zwicken. Es fühlt sich an, als würde mich jemand hinten am Rucksack festhalten und in Richtung Boden ziehen. Ich lehne mich mit meinem Oberkörper dagegen und stütze mich auf meine Wanderstöcke, um das schlecht gepackte Gewicht auf meinem Rücken auszubalancieren. Dabei bin so mit meiner eigenen kleinen Welt beschäftigt, dass ich jedes Zeitgefühl verliere. Mir fällt auf, dass Felix genauso still neben mir läuft und wir uns gegenseitig nicht mehr beachtet haben, seit wir am Parkplatz

losgegangen sind. Wie lange sind wir schon unterwegs? Wie viel der Strecke haben wir schon geschafft? Als würden wir in diesem Moment beide dasselbe denken, bleiben wir gleichzeitig stehen und schauen uns an. Felix blickt auf die Uhrzeit, die unser GPS-Gerät anzeigt – natürlich haben wir auch das mit an die Isar genommen –, und wirft mir einen entsetzten Blick zu. Wir sind gerade einmal zehn Minuten unterwegs und haben 500 Meter hinter uns gebracht.

500 Meter in zehn Minuten!

Bisher wusste ich nicht, dass es möglich ist, sich so langsam fortzubewegen, ohne zur Seite umzufallen. Wir haben uns gefühlt wie Abenteurer auf ihren ersten Schritten – mit den riesigen Rucksäcken, dem Gewicht auf unseren Schultern, der Hitze im Nacken, den Insekten, die gerade wie in tropischen Ländern auch tagsüber zirpen, und dem Überlebens-Equipment. Für alle anderen haben wir aber wahrscheinlich ganz anders ausgesehen: nämlich sehr langsam, fast schleichend, und gebückt vom Gewicht auf unseren Rücken. Diese Vorstellung ist so absurd, dass ich nicht anders kann, als laut loszulachen. Felix und ich schauen uns an, schütteln die Köpfe. Und endlich fangen wir an, das Ganze für einen Moment mit Humor zu nehmen. Wir lachen darüber, wie viel Druck wir uns doch selbst machen und wie verbissen wir versuchen, unseren Vorstellungen von taffen und zähen Wanderern zu entsprechen. Für kurze Zeit haben wir die Hoffnung, dass nichts schiefgehen kann, wenn wir der Sache nur entspannt gegenüber stehen. Nur nicht zu viel denken! Doch das funktioniert nicht lange.

Auch auf dem nächsten Streckenabschnitt reden wir kaum miteinander, sind komplett mit unseren eigenen Gedanken beschäftigt. Still stapfen wir vor uns hin und trauen uns kaum, auf den

Ins Nirgendwo, bitte!

Zu Fuß durch die mongolische Wildnis
ISBN 978-3-95889-179-1

Entfernungsmesser auf dem GPS zu schauen. Dann tun wir es doch. Und mit den 3,4 Kilometern, die in der Sonne auf dem Display kaum zu erkennen sind, bröckelt unsere Euphorie. Das unbeschwerte Gefühl, das wir für drei Kilometer hatten, verpufft, und alle Sorgen kommen zurück. 3,4 Kilometer, die schon jetzt den Rucksack auf meinen Hüften scheuern lassen. Mindestens das Doppelte müsste es sein, so fühle ich mich. Ich will gar nichts dazu sagen, sondern die Zähne zusammenbeißen und einfach weiterlaufen. Felix aber bleibt stehen. Weil es so nicht funktionieren wird. Wenn wir schon jetzt die Zähne zusammenbeißen müssen, auf einem knapp fünf Meter breiten und gut präparierten Kiesweg ohne einen einzigen Meter an Steigung oder Gefälle, werden wir in der Mongolei nach ein paar Tagen vor unserem Zelt sitzen und nicht weiterkönnen.

»Was glauben wir eigentlich?« Felix schaut mich mit schmalen Augen an und rammt seine Wanderstöcke in den Boden. »Dass wir uns die Rucksäcke überwerfen und pfeifend und singend losmarschieren?«

Er ist sauer. Auf sich. Auf mich. Weil bis jetzt niemand von uns beiden klug genug war, um die Situation und unser Vorhaben besser einzuschätzen. Ich weiß, dass er recht hat, will ihm aber trotzdem widersprechen, weil das sonst bedeutet, dass wir unsere Route, über der wir so lange gebrütet haben, wieder umplanen müssen. Mit dem schweren Gepäck, all dem Essen, das wir tragen müssen, ist es unrealistisch, sich für jeden Tag 20 Kilometer oder mehr vorzunehmen. Dort wird es ja noch nicht einmal feste Wege geben. Unsere Sorgen vom ersten Morgen auf dem Bett in meinem WG-Zimmer sind gerechtfertigt. Wir waren zu überheblich und kommen uns blöd vor, wie wir hier stehen. An der Isar, schwitzend, mit roten Köpfen und der Erwartung, der Probemarsch würde uns alle Sorgen nehmen. Schließlich sind wir Wandern doch mehr als gewohnt – fast jedes Wochenende zieht

es uns in die Berge, nicht selten auf 3.000 Meter Höhe. Stattdessen lehrt uns dieser Moment aufs Neue, dass diese Reise nicht mit allen anderen vergleichbar ist, die wir vorher unternommen haben. Auf die haben wir uns so gut wie gar nicht vorbereitet, weil es nie nötig war. Natürlich ist das dieses Mal anders. Wir dachten wohl, allein die Tatsache, dass wir uns vorbereiten, würde schon ausreichen. Das »Wie« spielt aber eine mindestens genauso große Rolle.

Wir fluchen, schimpfen über uns selbst, fassen uns an die Köpfe und sind dann plötzlich unendlich froh, dass wir es immerhin jetzt merken. Zwei Wochen vor Abflug – ob das früh oder spät ist, ist Auslegungssache. Immerhin kommt uns diese Erkenntnis an der Isar und nicht dem mongolischen Fluss, dem noch nicht einmal irgendwer einen Namen gegeben hat.

Wir atmen tief durch und ändern auch den Plan, den wir uns für den Probemarsch überlegt haben. Weitere 17 Kilometer wollen wir auf keinen Fall mehr laufen. Ehrlich gesagt, hätten wir auch nichts davon, weil die Strecke plötzlich sowieso nicht mehr realistisch scheint. Wir marschieren so lange weiter, bis wir eine schöne Wiese gefunden haben, auf der wir unser Zelt aufschlagen dürfen. Das ist der neue Plan. Trotzdem wollen wir darauf achten, dass wir mindestens zehn Kilometer schaffen und am nächsten Tag diese Strecke wieder zurückgehen. In der Mongolei werden es nach der neuen Planung mindestens 15 Kilometer pro Tag sein müssen. Besser ist es deswegen, schon jetzt zu merken, wo der Schuh drückt.

Ich lasse meinen Rucksack ins hohe Gras fallen und mich daneben. Auf unserem GPS stehen elf Kilometer, die wir gelaufen sind. Ich dachte, die Zahl über zehn würde nie erscheinen. Hätte ich die Wahl, würde ich genauso sitzen bleiben – an den

Rucksack gelehnt, die Beine ausgestreckt, die Arme hängen ohne jede Spannung einfach nach unten, die nassen Stellen auf meinem T-Shirt lassen genau erkennen, wo welcher Riemen des Rucksacks saß. Ganz ehrlich? Ich bin fix und fertig. Zum Ausruhen ist es aber noch zu früh. Wir friemeln das Zelt mit all seinen Leinen auseinander und schlagen es auf. Wir pusten beide Luftmatratzen auf und die Kissen. Wir verstauen unser Gepäck im Vorzelt, ein für uns wichtiges Extra. Das Vorzelt werden wir in der Mongolei brauchen, um bei Regen und Sturm kochen zu können und das Gepäck und Equipment einigermaßen trocken zu halten.

Danach geht's endlich ans Abendessen. Wir haben Spaghetti dabei und Soßenpulver und natürlich unseren Campingkocher. Wir haben einen halben Liter Benzin in die passende Brennstoffflasche gefüllt und für dieses Mal ausnahmsweise die Bedienungsanleitung dazu gepackt, die knapp zwei Zentimeter dick, handteller groß und winzig klein geschrieben ist. In der Theorie scheint aber alles ganz einfach: Aufsatz auf die Benzinflasche schrauben und mit dem Kocher verbinden, Benzinflasche hinlegen und unter Druck setzen. Ungefähr 40-mal pumpen und mit dem Brennstoff den Adapterschlauch füllen. Ventil auf, kurz vorheizen, Ventil zu, kurz warten, Ventil auf, Streichholz ran. Topf drauf, Nudeln kochen, essen.

So weit, so gut – eine Viertelstunde später treibt mich die Praxis zur Verzweiflung. Ich lese nach.

»Mit der Zeit gewinnt man ein Gefühl dafür. Gehen Sie vorsichtig vor, während Sie sich mit dem Kocher vertraut machen.«

Was hatte der Verkäufer im Laden noch gesagt? »So ein Benzinkocher ist nicht ganz unkompliziert. Vorheizen ist wichtig, aber das kriegt ihr schon raus.«

Kriegen wir nicht. Und das Schlimmste neben dem Hunger: Weder ich noch Felix wissen, was wir falsch machen. Die Flam-

me im Kocher flackert höchstens kurz auf, bevor sie dann wieder ganz ausbleibt. Egal wie oft wir in der Bedienungsanleitung nachlesen und selbst rumprobieren: Wir kriegen den Kocher nicht zum Kochen. Die Nudeln bleiben also hart, und das Einzige, was wir als Alternative zum Essen dabei haben – auch hier wollten wir den Probemarsch möglichst realistisch gestalten – sind Haferflocken. Trocken, eingeweicht in kaltes Isarwasser.

»Warum muss alles so scheiße laufen?«

Es ist zu viel Mist passiert, als dass ich die Fassung bewahren könnte.

»Jetzt sitzen wir hier, sind völlig fertig und sogar zu blöd, den Kocher anzuschmeißen.«

Felix sagt gar nichts. Wahrscheinlich weiß er gerade selbst nicht weiter. Das passiert nicht oft, aber ich habe keine Lust, ihn drauf anzusprechen.

Es ist, als sollte uns dieser einzige Marsch die Isar entlang alles auf einmal vor Augen führen, was auch in der Mongolei schiefgehen kann: Wir legen die Strecke falsch, überschätzen uns. Wir haben kaum was zu essen, weil der Kocher nicht funktioniert. Und als wäre das noch nicht genug, liege ich die ganze Nacht mit Bauchkrämpfen im Zelt. Ich weiß nicht, was los ist, und habe in dieser Nacht viel zu viel Zeit zum Nachdenken. So elendig, wie ich mich gerade fühle, wünsche ich mich in ein richtiges Bett. Hauptsache, raus aus dem blöden Zelt. Raus aus dieser schwülen Luft, die nach Plastik riecht. Weg von dieser Wiese, deren Feuchtigkeit die Zeltwände hochkriecht. Dasselbe machen auch die Nachtschnecken. Das Wissen, dass ich von meinem Bett und der Toilette gar nicht so weit weg bin, macht alles nur noch schlimmer. Denn bald werde ich davon etwa 6.000 Kilometer Luftlinie entfernt sein, und es wird sich anfühlen wie eine Unendlichkeit. Jetzt könnte ich sogar noch jemanden anrufen und bitten, mich

Ins Nirgendwo, bitte!

Zu Fuß durch die mongolische Wildnis
ISBN 978-3-95889-179-1